

Wörter und Begriffe

Achtsamer Umgang mit Menschen und Sprache

Im Streit um das grammatikalische Geschlecht in der Sprache geht ziemlich viel durch einander. Das sieht man daran, dass der Duden sich dafür rechtfertigen muss, dass er bei einer erheblichen Zahl von Wörtern weibliche Endungen anbietet, etwa Bäcker und Bäckerin. Oder aber den / die Mieter nicht mehr als Gattungsbegriff bezeichnet (jemand, der mietet, egal ob Mann oder Frau. Synonym könnte man in der Mehrzahl sagen „Mietende“, in der Einzahl der Mieter oder die Mieterin), sondern als männlich. Die Redaktion behauptet seit Jahren, dass sie keine Sprachwarte seien, sondern das abzubilden versuche, was an Veränderungen in der Sprache stattfindet. Aber wie kommt es dann, dass da plötzlich ca. 12 000 Worte mit weiblichen Endungen angeboten werden. Wenn die Behauptung des Duden stimmt, dass sie nur Wandel abbildet, dann muss ein Ruck durch die Sprache gegangen sein. Das erscheint unglaublich. Eher war es wohl so, dass man sich gesagt hat, das ziehen wir jetzt durch, weil uns sonst viele Leute fragen, warum es für dieses Wort eine weibliche Form gibt und für jenes nicht. Es dürften wohl solche ganz praktischen Erwägungen gewesen sein, die zur veränderten Darstellung geführt haben. Nur, damit straft sich der Duden selbst Lügen, weil er einem Trend folgt, aber nicht dem tatsächlichen Sprachgebrauch!

Oder vielleicht doch? Vor vielen Jahren bat mich eine Redaktion des Deutschlandfunks nicht „Studenten“ zu sagen, sondern „Studierende“, denn sonst bekäme man wieder so viele E-mails mit Beschwerden, dass man sexistisch sei. Wenn aber schon Redaktionen, die es besser wissen, sich dem Druck selbst ernannter Sprachwarte beugen, dann könnte es tatsächlich sein, dass viele Medien und Verwaltungen Regeln aufgestellt haben, die sich diesem Druck beugen, egal, ob das grammatisch korrekt ist, oder nicht, sondern nur, um die lästige Auseinandersetzung mit diesen, elektronisch verstärkten Sprachwarten zu entgehen. In größeren Firmen gibt es Abteilungen, die nur auf solche Sprachfragen achten, um keinesfalls einem Abmahnanwalt eine Chance zu bieten. Es ist ja heute kein Kunststück jemanden mit E-mails zu überfluten, ohne selbst sehr viel tun zu müssen. Das war in Zeiten von Postkarte und Brief wesentlich aufwendiger und teurer. Aber schon damals haben Fanklubs die Hitparaden durch massenweise Post zu beeinflussen versucht. Aber welche Berechtigung haben diese Sprachwarte für ihr Tun? Es hindert sie niemand privat so zu schreiben, wie sie wollen. Aber Anderen aufzwingen zu wollen, wie sie schreiben sollen, das ist intolerant und undemokratisch. Nur für amtliche und allgemein nützliche Texte (z.B. Medien, Gebrauchsanweisungen) braucht man wegen der Verständlichkeit verbindliche Regeln.

Geschlecht?

Wenn bisher weder Frauen noch Männer ausdrücklich erwähnt wurden, dann deshalb, weil es darum gar nicht geht, sondern es geht um ein Machtspielchen, bei dem eine Gruppe ihre Ansicht durchsetzen will. Es dürfte klar sein, dass das Grundgesetz jede Diskriminierung verbietet und

anständige Leute so etwas nicht tun. Was hier geschieht ist der Versuch die Wirklichkeit durch Veränderung der Sprache zu beeinflussen. Das gab es in Deutschland schon einmal, als aus dem Telefon der Fernsprecher wurde, aus der Servierte das Mundtuch, aus dem Radio, der Rundfunkempfänger. Diese drei - eher gelungenen Eindeutschungen - zeigen auch gleich eine Zwiespältigkeit, nämlich dass längere Worte nötig sind, um anschaulicher zu sein.

Dass Diktaturen „Sprachregelungen“ treffen ist nicht neu. Sie wollen den Bürgern ihre Sichtweise aufzwingen, oder Dinge verharmlosen, etwa „Konzentrationslager“, obwohl es um Ausbeutung und Vernichtung durch Arbeit ging, eben um die „Endlösung“ (Vernichtung der Juden und aller Andersdenkenden). Deshalb sollte man aufmerksam sein, wenn Leute daran arbeiten, dass Wörter eine Karriere machen. Auch in der Wirtschaft gab und gibt es Versuche Tatsachen zu beschönigen. Aus der Müllkippe wurde die Deponie (lat. = Ablage, Ablegeort). Atomenergie oder Kernenergie, das war mal eine Glaubensfrage!

Ebenso muss man aufpassen, wenn Worte scheinbar von alleine eine ungewöhnliche Verbreitung erleben, wie vor einigen Jahren das Wort „Hass“ bei Jugendlichen. Nun neigen Jugendliche dazu Worte zu gebrauchen, die besonders kraftvoll klingen. Vor ein, zwei Generationen bezeichnete man etwas Interessantes als „scharf“, was später durch „ätzend“ abgelöst wurde. Hass, so schien es zunächst, sollte eine scharfe Ablehnung ausdrücken, so wie „geil“, das wieder im mittelhochdeutschen Sinne gebraucht wurde, Interesse signalisieren sollte (und ein paar Alte schockieren). Nachdem heute aber in der Gesellschaft offenbar mehr Hass als früher auftritt, sollte man mal untersuchen, wie es dazu kam, dass ein Begriff aus der Jugendsprache solche Verbreitung fand. Was steckt dahinter?

Wenn sich die Sprache verändert, dann kann das Zeichen eines veränderten Denkens sein, aber eben auch, dass da jemand versucht Politik zu machen. Entscheidend ist, mit welcher Absicht Sprache gebraucht wird. Thaddäus Troll hat mal sehr nett erklärt, dass im Schwäbischen die Aussage „jetzt lecksch mi fei am Arsch“ von der Anerkennung, über die Verwunderung, ja sogar Freude bis hin zur Aufforderung einen in Ruhe zu lassen oder zu verduften, bedeuten kann. Es kommt immer auf die Situation und die Betonung an. Sprache ist selten eindeutig.

In anderem Zusammenhang habe ich einige Adressbücher studiert und fand dort im Laufe der Jahre Veränderungen, sei es bei den Vornahmen, sei es bei Berufsbezeichnungen oder Titeln. Es leuchtet bei der Ausrufung der Republik sofort ein, dass das Wort „königlich“ nun an Wert verlor. Bereits Ende der dreissiger Jahre gibt es einerseits „Studienassessorinnen“, die zeigen, dass Frauen schon eine Weile zum Studium zugelassen waren. Andererseits werden Anfang der Vierziger Jahre viele Begriffe „eingedeutscht“, aus „Syndikus“ wird ein Berater, aus „h.c.“ ein e.h. (ehrenhalber), aus Parterre ein Erdgeschoss. Andererseits kommen in den frühen Adressbüchern Frauen und Kinder fast nur als Witwen oder Erben vor. Nur wenn eine Frau Besitzerin eines Hauses wurde, stand die Bezeichnung „Frau“ dabei. Damals schmückten sich viele Frauen mit dem Titel ihres Mannes, also „Frau Doktor“, oder „Frau Professor“ und betonten diesen Titel auch noch nach dessen Tod, etwa als „Kommerzienratswitwe“. Heute würde vermutlich niemand mehr, so wie damals, den Mann von Frau Merkel als „Herrn Bundeskanzler“ bezeichnen, der er nicht ist.

Titel?

Heute nimmt man bei einer Frau Doktor oder Frau Professor an, dass sie den Titel selbst erwarb und man sie daher auch als Doktorin oder Professorin bezeichnen kann, also als Angehörige einer Gruppe von akademisch gebildeten Frauen. Doch da gibt es ein Problem, denn der Titel „Dr.“ oder „Prof.“ ist eigentlich Zeichen einer abgeschlossenen Ausbildung oder eines Lehrstuhls und hat mit dem Geschlecht der Person nichts zu tun. Das deutsche Namensrecht schafft hier ein Problem, weil der Titel zum Bestandteil des Namens wird. Damit ergibt sich die Frage, ob man den Titel als Teil des Nachnamens betrachtet, der kein Geschlecht hat, oder auf den Vornamen bezieht, der laut Gesetz eine eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht haben muss. In der Praxis dient der Nachname zur eindeutigen Benennung und entstand, als die Städte ab 1200 wuchsen und es zu viele Menschen mit gleichem Vornamen gab. So gesehen müsste sich ein Titel eigentlich auf den Nachnamen beziehen und bräuchte daher auch keine geschlechtliche Endung. Sobald man aber von einer Person spricht und statt deren Namen, ihre Funktion auf den Titel reduziert, ist es hilfreich, wenn man den mit dem passenden Geschlecht versieht, weil es die Gefahr von Verwechslungen verringert. Dann wird aus einem Gattungsbegriff und Titel (Dr., Prof.) eine Beschreibung einer Person und sollte, wie andere Eigenschaftsworte auch, ein Geschlecht bekommen.

Sprache soll vor allem der Verständigung dienen. Dazu gehört, dass Zusammenhänge oder Dinge so klar und knapp, wie möglich benannt werden. Deshalb sind einige der längeren Worte aus der Zeit des Dritten Reiches wieder verschwunden. Wenn jedoch in Adressbüchern, ab etwa 1930, der Vorname mit einem Buchstaben abgekürzt wird, kann man nicht mehr erkennen, ob das ein Mann oder eine Frau ist, vor allem, wenn auch Berufsbezeichnungen abgekürzt werden.

Wenn das Geschlecht der Angesprochenen keine Rolle spielt, dann braucht man es auch nicht nennen, oder in der Anrede erwähnen. Wer „Liebe Leut“ sagt, also einen Gattungsbegriff benutzt, der würde vermutlich Gelächter ernten, wenn er statt dessen sagte: „Liebe Leutinnen und Leuter!“ eben weil das sprachlich falsch wäre, und obendrein unnötig lang.

Bei meiner Hochzeit kamen wir aus dem Lachen fast nicht heraus, weil die Standesbeamtin von sich ständig als „der Standesbeamte“ sprach. Später stellte sich heraus, dass man beim Erlass der Vorschriften geschlampt hatte und vergaß die weibliche Form ebenso als „rechtswirksam“ zu benennen. Sie musste also so tun, als ob sie männlich wäre, nur damit die Ehe auch tatsächlich galt! Daher hätte unser Gelächter eigentlich nicht der Beamtin gelten dürfen, sondern den gedankenlosen Schlampern, die diese Murks verbochen hatten.

Umgekehrt gab es lange nur den Begriff „Kindergärtnerin“, weil es kaum Männer gab, die diesen Beruf ergriffen. Ich vermute daher, aber ich bin kein Hellseher, dass im Laufe der Zeit sich die Benennung konkreter Personen am Geschlecht orientieren wird, aber sonst neutrale Gattungsbegriffe benutzt werden, egal, wie deren grammatisches Geschlecht aussieht. Es stört ja auch niemand, dass die Sonne in romanischen Sprachen häufig männlich ist und der Mond weiblich. Soll man deshalb im Deutschen von Mondin oder Sonnerriech reden?

Dass manche (ich kenne keine Zahlen) Gattungsbegriffe auf Grund ihrer Geschichte eine männliche Form haben, sei kurz am Begriff „Bürger“ beleuchtet. Bürgen, also für etwas einstehen, konnten ursprünglich nur freie Besitzende. Das waren in den allermeisten Fällen Männer, zumal das Erbrecht auch stark auf die Söhne ausgerichtet war. Die Bürger mussten in

den alten Städten ihren Anteil am Bau der Stadtmauern leisten, sei es in Form von Arbeit, Material oder Geld. Aus heutiger Sicht ist das Erbrecht und seine Folgen eine Geringschätzung der Frauen. Aber empfanden die das auch so? Das Beispiel der „Weiber von Weinsberg“ (die das Liebste aus der belagerten Stadt mitnehmen durften und dann ihre Männer hinaus trugen) zeigt, dass man mit Urteilen vorsichtig sein sollte. Unsere heutigen Maßstäbe müssen nicht richtig sein, auch, wenn es gut gemeint ist. So, wie „der“ Bürger als Begriff in der Geschichte entstand, sind viele Begriffe entstanden und weil damals die Männer häufig in den Angelegenheiten, die die Gemeinde betrafen das Sagen hatten, während das im Haus eher die Frau war (weil der Mann Manches weder konnte noch wusste) haben viele Gattungsbegriffe männliche Form. Würde man die Begriffe so gekonnt gebrauchen, das stets klar wäre, ob man es mit einem Gattungsbegriff, oder einer Person zu tun hat, gäbe es nur Streit mit Leuten, die die Sprache weniger gut beherrschen. Ein Teil des Streits beruht also auf Unkenntnis und Unfähigkeit.

Dass Männer Frauen nicht diskriminieren sollten, oder umgekehrt, ist – wie erwähnt – keine Frage. Aber was ist, wenn Frauen meinen, Gattungsbegriffe seien diskriminierend? Wenn sie das so empfinden, auch, wenn es sprachlich falsch ist? Was dann?

Wenn man alle Gattungsbegriffe geschlechtsneutral machen und ihres Geschlechtes entkleiden wollte, wäre das Ergebnis wieder fragwürdig, nämlich das Bürger, das Doktor, oder das Professor. Ob das hilfreich wäre? Brächte es Klarheit, mehr Information und bessere Verständlichkeit? Zugleich ginge damit aber auch etwas von der Geschichte der Worte verloren. Man muss also abwägen, was einem wichtiger ist.

Sprachregelung durch wen?

Selbst, wenn man Gattungsbegriffe neutralisieren würde, wäre es der fragwürdige Versuch durch Sprachregelungen das Denken in eine Richtung zu verändern. Wer bestimmt die? In einer Demokratie sollten das alle sein. Insofern ist die Aussage der Duden-Redaktion, dass sie nur die Sprache abbilden, nicht aber prägen wolle, klug, weil sie die Verantwortung für die Veränderung der Sprache den Bewohnern des Landes und ihrem Sprechen zuweist. Aber das bedeutet auch, dass niemand das Recht haben sollte durch Kampagnen auf die Sprache Einfluss zu nehmen.

Dass dahinter gute Absichten stecken mögen, soll nicht bestritten werden, aber man weiß ja, dass „gut gemeint, noch lange nicht gut gemacht“ sein muss. Typisch ist, das zwei sich auf einem Weg begegnen und beide zur selben Seite ausweichen. Aber das betrifft nur die zwei. Wer jedoch Sprachveränderungen durch Kampagnen anstrebt, will Macht auf Andere ausüben.

Wobei ich beabsichtige Denkanstöße durch bewusste Veränderungen durchaus als Möglichkeit schätze, etwa, wenn die Misfits vom „Füllfedsiehaltsie“ sprachen und damit einerseits die Bemühungen ansprachen durch Sprache das Denken zu verändern, aber zugleich das dabei häufig plumpe Vorgehen karikierten. So etwas darf aber nicht zur Masche werden, sonst geht der Charme und damit auch die erhellende Wirkung verloren.

Kann es gelingen durch Sprache das Denken zu verändern? Viele Diktaturen haben es versucht und die Menschen haben sich oft dagegen gewehrt, etwa indem man Hitler als „Gröfaz“ bezeichnete (größter Führer aller Zeiten). Kein Wunder, wenn das von den Mächtigen nicht gern gehört wurde. In der DDR nannte man Leute am Schreibtisch ohne praktische Erfahrung die „Lackschuhfraktion“, und im Schwäbischen „Sesselfurzer“.

Es soll gar nicht bestritten werden, dass Menschen, die Worte vermeiden, die sie für fragwürdig halten, das oft in bester Absicht tun. Aus England hörte ich, dass dort das Wort „brainstorming“ in Verruf geriet, weil es auch einen epileptischen Anfall beschreiben könnte. Nun ist es um dieses Wort nicht besonders schade, weil unter dem Druck, genau jetzt Ideen produzieren zu sollen, meist keine brauchbaren Ideen entstehen. Andererseits weist das auf ein Problem hin, dass auch bei der Debatte um verschiedene Geschlechter eine Rolle spielt: Auf der einen Seite will man niemandem etwas zuleide tun und bemüht sich daher um Wörter, die keine abwertende Bedeutung haben. Das klingt zunächst einmal erfreulich, wenn man auch gegenüber Wörtern und Menschen, die sie bezeichnen, achtsam ist. Doch dabei taucht ein uraltes Problem auf: Je gerechter es zugehen soll, desto mehr Aufwand ist nötig. Dann entsteht eine Vielfalt von Begriffen, die dem Ziel der guten Verständlichkeit im Wege stehen kann. Wenn man statt „Liebe Leute“, oder „Verehrte Anwesende“ anfängt die verschiedenen Anwesenden einzeln anzusprechen, also die Ehrengäste, Magnifizenzen, Medien usw., oder die verschiedenen Geschlechter, dann wird die Begrüßung immer länger. Natürlich fühlt man sich geehrt, wenn man bei der Begrüßung direkt angesprochen wird, aber alle Anderen warten ungeduldig, wann kommt der Rednern denn nun endlich zur Sache?

Balance?

Hier zeigt sich das Problem, das man eine Balance finden muss zwischen der namentlichen Begrüßung aller Einzelnen und der sehr viel kürzeren Begrüßung durch einen gemeinsamen Gattungsbegriff, wie „Leute, Gäste, Familie, Freunde, Bekannten, Mitarbeiter, Mitglieder, Anwesende (oder sollen gar die Abwesenden auch begrüßt werden?)“. Das Beispiel zeigt, dass Begriffe, die eine Gruppe bezeichnen, sehr nützlich sein können. Dass solche Gruppenbegriffe oft – aus Gründen der Geschichte – männliche Artikel haben, wurde ja schon erklärt. Wenn man das ändern will, kann man wie beim Beispiel der Studenten zwar „Studierende“ (Verlaufsform statt des Gattungsbegriff) sagen, aber unter dem Gesichtspunkt der Kürze und Eleganz ist das kein Fortschritt. Kein Wunder wenn Studierende statt dessen selbst oft von „Studis“ sprechen.

Bedeutungen wandeln sich

Viele Begriffe machen im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel durch. So war die „Verschwörungstheorie“ bis Mitte des letzten Jahrhunderts eine Theorie, die man prüfen sollte, wie es bei Theorien in der Wissenschaft normal ist. Sir Karl Popper hat dann den Begriff mit einem abwertenden Klang versehen, allerdings begründet. Er erregte sich über „Vulgär-Marxisten“, die Marx nicht gelesen und nicht verstanden hatten, aber meinten, dass er mit „Kapitalisten“ reiche Leute oder Banker (ähnlich, wie die Nazis) gemeint habe, weil sie nicht verstanden, dass Marx eine Systemanalyse versucht hatte und dabei Kategorien bildete, die nichts mit konkreten Personen zu tun haben, sondern sich auf Kräfte bezogen, die durch Zugang zur Macht, oft mittels Geld, die Verhältnisse gestalten konnten, unter diesem Begriff zusammen fasste, um sie von jenen zu unterscheiden, die diesen Zugang und diese Macht nicht hatten. Hier hat also der Ärger über Leute, die die Bedeutung des Wortes Kapitalist nicht richtig kannten und es daher falsch benutzten, zur Abwertung eines ganz anderen Begriffes (Verschwörungstheorie) geführt. Das zeigt, Eingriffe in die Sprache können auch zu unerwünschte Nebenwirkungen

führen. Nebenbei, wer ist eigentlich physikalisch betrachtet Arbeit-Geber und wer Arbeit-Nehmer? Warum tut sich da nichts?

Beim Wort „Neger“¹ vermute ich den Ursprung des abschätzigen Gebrauchs in den USA und der Sklaverei, wo es nicht nur „negro-spirituals“² gab, an denen sich lange kaum jemand störte (außer vielleicht die Sklavenhalter), aber auch den eindeutig abwertenden Begriff „nigger“. Dabei ist die Wurzel des Wortes europäisch, nämlich lateinisch „niger“, „nigra sum, sed formasa, filiae jerusalem“, heißt es stolz in einer lateinischen Fassung des Hohen Lied Salomos von 1600, zu deutsch: „Ich bin schwarz, aber schön, ihr Töchter Jerusalems“. Im deutschen entspricht das Wort „Neger“ (von lat. niger) dem „Schwarzen“, was wegen der dieser Farbe oft zugeschriebenen finsternen Bedeutung (Schwarzer Mann, Trauerkleidung) in Verruf geriet. Bei der „Porta Nigra“ (Schwarzes Tor) in Trier stört sich niemand daran. Ob der Begriff „Farbige“ besser ist? Er ist manchmal weniger genau und ob er abwertet, hängt vom Gebrauch ab. Dass es oberflächlich ist, wenn man Menschen nach der Hautfarbe bezeichnet, ist klar. Aber ist es abwertend, wenn man von Schwarzafrikanern spricht, um die Weißen, die dort eingewandert sind, nicht einzuschließen? Die Frage ist doch, ob man Menschen, die sich äußerlich von meinem Aussehen unterscheiden, nicht auch als „äußerlich anders“ beschreiben darf und soll. Dass deren Rechte davon nicht beeinträchtigt werden dürfen, sollte selbstverständlich sein.

Die Christen haben lange Zeit versucht den Teufel nicht beim Namen zu nennen, um ihn nicht herbeizurufen, sondern als „Gott-sei-bei-uns“ bezeichnet, oder als „Diabolos“ (Durcheinander-Werfer), oder als gefallenen Engel „Luzifer“. Da dürfte Angst der Grund für das Vermeiden des Begriffes sein. Könnte es sein, dass heute Manche Angst davor haben Dinge beim Namen zu nennen? Oder davor sich zu blamieren, weil sie nicht wissen, welche Worte man aktuell gebrauchen soll? Angst vor Sprachwarten?

Als unser Bus 1981 in China von Chinesen angestarrt wurde, weil wir für Viele damals wohl die ersten „Langnasen“ waren, war das schon seltsam, aber auch verständlich. Als ich als Jugendlicher nach England kam und dort sah, dass viele Farbige miese Arbeiten erledigten, war ich schockiert, denn eine derartige Diskriminierung schien mir ungeheuerlich und überhaupt nicht mit dem Bild vom gepflegten Gentleman zu passen. Was ich nicht bedachte war, dass England auf Grund seiner Geschichte viel mehr farbige Bürger hatte, als Deutschland, so dass dort die Wahrscheinlichkeit auch höher war Farbige bei niedrigen Arbeiten zu sehen, als daheim. Ich meinte damals, als naiver Jugendlicher, dass man eigentlich Allen, die auf Grund der Geschichte gelitten hatten, besonders freundlich gegenüber sein müsse, egal, ob das in Deutschland Verfolgte waren oder weltweit die Nachfahren von Sklaven. Man möchte als junger Mensch eben gerne die Welt retten, auch wenn man nicht genau weiß wie.

Durch England lernte ich auch, das Worte ihren Sinn wandeln und zwar mehr, als nur von der Jugendsprache zur Erwachsenensprache. Das Wort „nice“ (gut, schön) hatte mal die Bedeutung „unmännlich, weibisch“. Im Deutschen bekam „geil“ erst spät die Verengung auf das Sexuelle, die es im Mittelalter gar nicht hatte, und die Jugendliche nun wieder rückgängig machten.

1 Es ist auffallend, dass ausgerechnet in den USA, die so viele Diskriminierung hervor brachten, heute schon die Erwähnung des Wortes als Verstoß gegen die guten Sitten gilt. Auch „political correctness“ kann eine Form von Unterdrückung sein.

2 Religiöse Gesänge, eine mit Beginn der Sklaverei im 17. Jahrhundert entstandene christliche Liedgattung. Die Spirituals sind auch eine Wurzel des Gospels.

Wörter haben ihre Schicksale

Die allermeisten Wörter haben die heutige Bedeutung erst ungefähr 200 Jahre. Bisher war dieser Bedeutungswandel – außer in Diktaturen – meist einer, der auf sich wandelnden Vorlieben der Menschen beruhte, die natürlich von der Geschichte beeinflusst wurden. So stammen schwäbische Worte, wie Plafond (Zimmerdecke), Portmonee (Geldbeutel) oder Chaislong (Sofa) aus der französischen Besatzung durch Melac und Napoleon, sowie von französischen Flüchtlingen (Waldenser, Hugenotten). Sprache spiegelt die Geschichte wieder und in vielen Dialekten findet man Worte aus dem Jiddischen, oder von Fahrennden, von Sinti und Roma. Die Menschen übernahmen Worte, die ihnen gefielen und andere Worte büßten an Beliebtheit ein, was jede Generation an den in ihrer Jugend üblichen Ausdrücken beobachten kann, die schon wenige Jahre später nicht mehr üblich sind. Junge Menschen benutzen Sprache eben auch, um sich von den Erwachsenen und den Eltern abzuheben. Das Meiste verliert sich, wenn sie sich selbst als Erwachsene empfinden, und diese Grenzziehung nicht mehr brauchen.

Gedanken unterschieben?

Bei anderen Worten, die manche ändern wollen, geht es aber nicht um Bedeutungs-gleiche Begriffe: Im Deutschen nannte man Rohstoffe lange Zeit „Bodenschätze“, also etwas, was man begehren, mit Mühe finden und bergen kann. Das Wort Rohstoffe ist neutraler und technischer und weckt weniger Gefühle. Nun gibt es Leute, die meinen man solle sie „Geschenke der Erde“ nennen, weil man dafür dankbar sein sollte. Nichts gegen die Dankbarkeit, die einem bewusst macht, dass einem etwas Gutes widerfährt, aber damit wird zugleich der Erde eine lebendige Persönlichkeit unterstellt, was eine Art Glaubensbekenntnis zur „Allmutter Erde“ bedeuten kann. Hier soll durch einen Begriffswandel eine Weltanschauung verbreitet werden. Das halte ich für problematisch. Das Beispiel von Marx und den Kapitalisten zeigt, wie leicht so etwas schief gehen kann. Selbstverständlich darf man für seine Weltanschauung werben, aber ob die übrigen Menschen folgen, oder nicht, sollte man – zumindest in einer Demokratie – ihnen selbst überlassen.

Wogegen ich überhaupt nichts habe ist, wenn man versucht neue Zusammenhänge durch neue Worte, oder Wortkombinationen zu beschreiben und dann abzuwarten, ob sie von Anderen übernommen werden, weil die meinen, das trifft eine bestimmte Aussage besser, als alles, was man vorher dazu sagte. Nur, auch das kann auch schief gehen. Was Heinz Erhard als Scherz meinte, halten manche für gutes Deutsch und sagen „nichtsdestoweniger“. Genau so ist es mit dem Begriff „vor Ort“, der aus der Bergmannssprache kommt und die Stelle bezeichnete, an der man die Kohle brach. Es wird aber heute oft im Sinne einer Ortsangabe (an Ort und Stelle) verwendet. Ich konnte im Bekanntenkreis und in der Familie beobachten, dass mein Fachwort „recherchieren“ (für einen Zusammenhang oder Sachverhalt prüfen) von Einigen übernommen wurde, weil es ihnen den Ruf des Seriösen einbrachte und ihren Aussagen mehr Gewicht verlieh, weil es so klang, als ob sie sich gründlich sachkundig gemacht hätten.

Mir macht der „Füllfedsiehaltsie“ heute noch Spaß und die Generation der Eltern und Großeltern übernahm manche Worte und Phrasen, die sie bei Wilhelm Busch gelesen hatten („Wofür man besonders schwärmt, wenn es wieder aufgewärmt!“ = Sauerkraut), oder bei Tucholsky, Ringelnatz und Morgenstern. Man sagt, das Shakespeare über 100 Worte neu schuf, von denen viele in den Alltagswortschatz zumindest zeitweilig übernommen wurden. Das ist der

Weg auf dem Wörter Karriere machen sollten: Jemand schlägt etwas vor und die Anderen sind frei, ob sie es aufnehmen, oder nicht. Fehlentscheidungen inklusive, wie bei der „überfrierenden Nässe“ (Was friert denn da über der Nässe, wenn nicht die Nässe selbst?).

Kurz: Mit Sprache spielen und Worte ausprobieren ist fein. Aber Leuten bestimmte Worte und damit bestimmte Denkweisen aufzwingen wollen, das geht nicht. Das heißt nicht, dass man eindeutig diskriminierende Worte, wie „nigger“ nicht meiden sollte. Aber das sollte geschehen, weil man die Bedeutung kennt und vermeiden will, nicht, weil es irgend ein Sprachwart meint.

Wahrnehmen ist mit Gefühlen verknüpft

Den meisten Erwachsenen ist nicht bewusst, dass jede Wahrnehmung, jedes Lernen im Gehirn mit Gefühlen verknüpft gespeichert wird. Angenehme Gefühle im Nucleus Accumbens (Hirnregion) und unerfreuliche in der Amygdala (zu deutsch: Mandelkern; andere Hirnregion). Jedes mal, wenn wir uns an irgend etwas erinnern, werden auch die dazu gehörenden Gefühle geweckt. Das ist bei Erfreulichem herrlich, etwa, wenn man sich an den Duft oder Geschmack von leckerem Essen erinnert; kann aber auch belasten, wenn schreckliche Erlebnisse immer wieder auftauchen (z.B. Posttraumatische Belastungsstörung, Panikattacken) und das Leben durch Ängste oder Alpträume beeinträchtigen. Das erklärt auch, weshalb man von einem Menschen, dem man vertraut und den man mag, leichter lernt, als von einem, der einem das Wissen einprügeln will.

Die Sprache ist also nur der eine Teil und der andere Teil, die Gefühle werden nicht beachtet, wenn man versucht über die Sprache Einfluss auf das Denken der Menschen zu nehmen. Es ist also - selbst bei besten Absichten - keine angemessene Herangehensweise. Sie bleibt an der Oberfläche. So wie „Raumpflegeexpertin“ für die Putzfrau, oder „Brillenexpertin“ für die Klofrau, denen eine gute Behandlung und Bezahlung sicher lieber wäre als ein langer Titel.

Selbstdisziplin

Etwas Anderes ist die Aufforderung des Talmud, man solle darauf achten, was man sagt, weil das zum Handeln und das schließlich zum eigenen Charakter führe. Damit ist das Problem besser beschrieben, denn beim Austausch von Gedanken mit Hilfe der Sprache kommt es immer auch auf die Absicht und die Gefühle an, und darauf, ob der Angesprochene sie versteht.

Wenn ein Norddeutscher in Schwaben einen Mann hört, der „Sau Alte! Sau!“ hinter einer Frau herruft, dann könnte er das empörend finden, weil er nicht weiß, dass im Schwäbischen „sauen“ für schnell rennen steht und mancher Schwabe seine bessere (?) Hälfte „Alte“ nennt, so ähnlich, wie manche Jugendlichen sich gegenseitig mit „Alter“ anreden. Der Mann ermunterte also seine Frau sich zu sputen, damit sie die Straßenbahn oder den Bus noch erreiche, und meinte das weder böse noch abwertend. Wenn meine Mutter jedoch beim Autofahren einen anderen Verkehrsteilnehmer „Liebling“ nannte, weil der sich ihrer Ansicht nach falsch verhielt, dann hatte das einen eindeutig herabwürdigenden Klang. Aber - sie meinte - „Liebling“ ist keine Beleidigung und daher juristisch nicht greifbar.

Der ganz große Unterschied von der Aufforderung des Talmud zum Sprachwart besteht darin, dass man etwas für sich selbst tun soll, um die eigene Persönlichkeit zum Besseren zu entwickeln. Es geht in erster Linie nicht um den Einfluss auf Andere, sondern darum selbst zu

reifen. Dahinter steckt auch ein wenig Eigenliebe und Selbstachtung. Wer dagegen auf Andere wirken will, sucht Anerkennung durch Andere, oder zumindest das Gefühl der eigenen Macht, was oft ein Zeichen dafür ist, dass man es nötig hat. Da ist wenig Achtsamkeit.

Konfuzius hat vor 2400 Jahren gefordert: „Man dulde keine Willkür in den Worten, denn wenn das, was gesagt werde, nicht das ist, was gemeint war, komme alles durcheinander“. Modern formuliert: Kommunikation misslingt durch Schludrigkeit.

Bei Konfuzius wird auch klar, dass der Inhalt und die Form nicht beliebig sind, sondern (wie überall in der Natur) in einem Zusammenhang stehen. Designer fordern, dass die Form der Aufgabe zu folgen habe. In der Natur versucht ein Baum, dem ein großer Ast vom Sturm abgerissen wurde, durch entsprechendes Wachstum an Ästen und Wurzeln sein Gleichgewicht wieder herzustellen. Würde er das nicht, bestünde die Gefahr, dass er beim nächsten Sturm umstürzt, weil das Gleichgewicht gestört ist.

Etwas Ähnliches erlebt man manchmal beim Sprechen, wenn man an der Mimik des Gegenübers merkt, dass eine Aussage falsch verstanden wurde, und dann versucht das im nächsten Satz zu korrigieren. Das ist eine weit verbreitete menschliche Handlung, wenn man merkt, dass man nicht verstanden wurde. Und genauso das Nachfragen, wenn man selbst etwas nicht verstanden hat, weil der Mensch zumindest unbewusst ahnt, wie wichtig es ist, dass man sich versteht. Ohne Verständnis gelingt die Zusammenarbeit nicht (Turmbau zu Babel), ohne Verstehen kann es kein gerechtes Urteil geben, ohne Verstehen kann kein Vertrauen wachsen.

Auch in der Türkei gab es erhebliche, politisch gewollte Veränderungen der Sprache, die dazu führten, dass Türken im Ausland türkische Zeitungen lasen (in denen die neuen Begriffe erklärt wurden), damit sie bei einer Heimkehr auch wussten wovon die Rede war und welche Worte man wofür gebrauchen sollte. Dabei sollte die Sprache in eine reinere frühere Form zurück gebracht werden, als ob wir mittelhochdeutsch sprechen sollten. Dieses Beispiel (aber auch die sprachlichen Verrenkungen während der französischen Revolution) zeigt, dass rasche Veränderungen von Bedeutungen und Begriffen die Menschen unsicher macht, ja im Extremfall ihnen die Sprache raubt, so wie man den Kurden ihre Sprache verbot und sie nur noch als „Bergtürken“ bezeichnete. Das gezielte Verändern, oder gar Verbieten von Sprache kann erhebliches Leid auslösen.

Wenn man bedenkt, dass die Zahl der Sprachen rasch abnimmt und sich bis zum Ende des Jahrhunderts halbiert haben könnte, dann geht mit jeder Sprache auch eine Kultur, Denk- und Sichtweisen verloren, die vielleicht einmal wertvoll sein könnten.

Ich habe hier mehrfach Wörter benutzt, die ich im Alltag nicht benutze. Das muss meines Erachtens in einer Erörterung über Wörter möglich sein, um die nötige Eindeutigkeit und Klarheit zu erreichen. Wenn man jedoch im Sinne des Talmud selbst vorsichtig beim Gebrauch von Wörtern ist, dann eben auf Grund dessen, dass jedes Denken immer auch mit Gefühlen verknüpft ist. Daher ist auch empfehlenswert nicht zu Fluchen und Schimpfworte zu meiden, was in einigen Religionen und Weisheitslehren empfohlen wird. In dem Augenblick, indem ich einen anderen Menschen mit einem abwertenden Wort benenne, mag das zwar meinem Ärger ein Ventil schaffen, aber es bleibt die Tatsache, dass ich einen Menschen entwerte, ihm seine Menschlichkeit abspreche (selbst, wenn das manchmal gerechtfertigt sein mag). Das kann den Anderen völlig kalt lassen, vor allem, wenn er es nicht hört, aber ich habe (vor mir selbst) eine

Entmenschlichung vorgenommen, also mich nicht so verhalten, wie ich das für richtig halte. Ich habe gegen meine eigene Überzeugung gehandelt und damit mir selbst geschadet.

Zwar gilt sicher auch das Bibelwort: „Nicht an ihren Worten, an ihren Taten sollt ihr sie erkennen!“ Aber für einen selbst sollte gelten, dass man stets so spricht, wie man es für richtig hält, wie es den eigenen Überzeugungen entspricht. Nur dann ist man mit sich selbst im Reinen und in Harmonie. Nur dann wird für die Mitmenschen die Persönlichkeit erlebbar.

Kurz: Achtsamer Umgang mit der Sprache ist wünschenswert, aber das genaue Gegenteil von Sprachregeln, die Andere aufstellen, sondern eine Sache der eigenen Haltung und dem Bemühen sich selbst und Anderen keinen Schaden zuzufügen.